

Werner Huth

Der Mensch in der Sicht der Schicksalsanalyse

Lipot Szondi zum 80. Geburtstag am 11. März

Im Jahr 1937 verfaßte der damals 81jährige Sigmund Freud sein wissenschaftliches Testament, die Schrift „Die endliche und die unendliche Analyse“¹. Im gleichen Jahr begründete der ungarische, heute in der Schweiz lebende Psychiater Lipot Szondi mit seiner Arbeit „Contributions to Fate Analysis“² die Forschungsrichtung der Schicksalsanalyse, die zu einem wesentlichen Teil als der Versuch der Testamentsvollstreckung Freuds, zugleich aber auch als entscheidende Erweiterung des psychoanalytischen Ansatzes angesehen werden muß.

Der Begründer der Psychoanalyse stellte am Ende seines Lebens fest, daß sich die Analyse eigentlich nur bei traumatischen Neurosen meisterlich bewähre. Die konstitutionelle Triebstärke und die Ichveränderungen „im Sinne einer Verrenkung und Einschränkung“ dagegen seien für die Wirkung der Analyse ungünstig, wobei zwischen beiden offenbar Beziehungen bestünden. Man wisse aber über diese Verhältnisse noch zu wenig und ihre Erforschung sei die wichtigste Zukunftsaufgabe der Psychoanalyse.

Die Entwicklung der klinischen Psychologie von Freud bis Szondi

Außer im schicksalsanalytischen Ansatz wurden Freuds Anregungen nur bruchstückhaft aufgegriffen: bei der Erforschung einzelner Aspekte des Ichproblems. Dies hatte verschiedene Gründe:

1. Kurz nach den genannten Sätzen Freuds suchten die Nazis das Problem der psychischen Erkrankungen dadurch zu „lösen“, daß sie versimpelt und falsch verstandene Mendelsche Regeln auf sogenannte Geisteskranke anwendeten und zu Zehntausenden von Morden und Zwangssterilisationen mißbrauchten. Als Reaktion darauf wandte

¹ S. Freud, XVI, 57–99. Die Freud-Zitate werden der Imago-Publishing-Ausgabe (London 1950) entnommen. – Die wichtigsten Arbeiten Szondis finden sich in folgenden Büchern: Schicksalsanalyse. Wahl in Liebe, Freundschaft, Beruf, Krankheit und Tod (Basel, Stuttgart 1965); Lehrbuch der experimentellen Triebdiagnostik (Bern, Stuttgart 1960); Triebpathologie. Elemente der exakten Triebpsychologie und Triebpsychiatrie (Bern 1952); Ich-Analyse. Die Grundlage zur Vereinigung der Tiefenpsychologie (Bern, Stuttgart 1956); Schicksalsanalytische Therapie (ebd. 1963); Kain, Gestalten des Bösen (Bern, Stuttgart, Wien 1969); sowie zusammen mit vielen Veröffentlichungen seiner Schüler in: Szondiana I–VIII. Beihefte zur schweizerischen Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen.

² In: Acta Psychol. 3 (1937) 1–80.

sich die Aufmerksamkeit fast allgemein von genetischen Faktoren ab und richtete sich statt dessen auf die Erforschung der Umwelt, besonders auch des Kleinkinds, wodurch sich viele neue Erkenntnisse gewinnen ließen.

2. Die Tatsache, daß beim psychotherapeutischen Umgang mit unseren Patienten unsere Störung immer nur in gesellschaftlichen und biographischen, nicht aber in biologischen Zusammenhängen erscheint, verleitete viele dazu, die letzteren zu vernachlässigen. Mehr und mehr entwickelte sich daraus der Kurzschluß, daß man aus dem tatsächlichen oder vermeintlichen Verstehen der inneren Dynamik psychisch Kranker Rückschlüsse auf die Verursachung ihrer Störung ziehen könne.

3. Durch eine Reihe von Spaltungen innerhalb der klinischen Psychologie (um dem Bereich, der durch keine gemeinsame Theorie geeint ist, wenigstens einen gemeinsamen Namen zu geben!) verlor man den Blick auf die Nachbargebiete. Dies geht so weit, daß manche Psychoanalytiker behaupten, die Genetik sei eine antiquierte Wissenschaft, die man ätiologisch nicht berücksichtigen soll. Wie irrig eine derartige Ansicht ist, geht allein schon aus folgender Tatsache hervor: falls ein eineiiger Zwilling an Schizophrenie erkrankt, beträgt die Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe Krankheit auch beim erbgleichen Zwilling auftritt, bis zu 90 %. Erkrankt jedoch ein zweieiiger Zwilling an Schizophrenie, dann ist die Erkrankungswahrscheinlichkeit des nicht erbgleichen Zwilings nur etwa ein Viertel so groß³.

Statt die Bedeutung von Erbfaktoren überhaupt auszuklammern, wäre zu fragen, warum die Krankheitskonkordanz bei eineiigen Zwillingen nicht 100 % beträgt, wie erwartet werden müßte, wenn die Erbgesetze in ähnlich strengem Maß wie bei den Tieren gelten würden. Die Antwort im Sinn Szondis lautet, eine unkritische Transposition dieser Gesetze auf den Menschen sei nicht möglich, weil dieser dank seiner Partizipation am Geist unter Umständen in der Lage ist, die Manifestation einer in ihm angelegten Erbkrankheit zu hemmen oder sogar zu überwinden⁴. Diesem Geist wurde in unserem Fach bis vor kurzem allenfalls ein negatives Asylrecht im Begriff „Geisteskrankheit“ eingeräumt – als wenn der Geist erkranken könnte! Im übrigen waren sowohl die Psychiatrie als auch die Tiefenpsychologie in eine Entwicklung hineingeraten, die ihnen ein deterministisches Konzept auferlegte und sie damit unfähig machte, sich die Möglichkeit einer freien Wahl beim Menschen vorzustellen.

Zu dieser Entwicklung war es auf folgendem Weg gekommen: Die Geschichte der Psychiatrie als Wissenschaft begann in dem Augenblick, als es möglich war, den Ansatz der romantischen Medizin zu überwinden, von dem aus man die Ursachen psychischer Erkrankungen vorwiegend in Besessenheit und Sünde gesehen hatte. Mittels der neuentwickelten empirischen Methoden: strenge Beobachtung, Zählen, Messen und Vergleichen gelang es, die körperlichen Ursachen bei einer Reihe von Erkrankungen

³ E. Zerbin-Rüdin, Endogene Psychosen. Schizophrenien. Manisch-depressive Psychosen. Anhang, in: Humangenetik, hrsg. v. P. E. Becker, Bd. V/2 (Stuttgart 1967) 446–577.

⁴ L. Szondi, Ich-Analyse, a. a. O. 521.

aufzufinden, die fast ausschließlich vom Psychischen her diagnostiziert werden, wie etwa der progressiven Paralyse, der senilen Demenz oder von manchen Formen des Schwachsinnns.

Diese Entdeckungen wurden allerdings mit einem hohen Preis bezahlt: mit der mehr oder minder unbemerkten Übernahme jener damals in der Wissenschaft überwiegenden Form des Materialismus, für den nur das real ist, was man sehen, anfassen und in Flaschen abfüllen kann, während er das Psychische letztlich zu einem „Gespenst in einer Maschine“ (A. Köstler) denaturiert, dazu bestimmt, eines Tages in der Physiologie aufzugehen. Kraepelin, der Vater der modernen Psychiatrie, und Freud, der Vater der Psychoanalyse, huldigten dieser Ansicht gleichermaßen. Im übrigen lehnten sie jede Beziehung zur Philosophie ab und hielten sich ausschließlich für Empiriker. Wie alle „Theoretiker der antitheoretischen Schule“ verfielen sie damit um so zwangsläufiger einer unreflektierten Philosophie, die bekanntlich immer schlecht ist. Freud kam allerdings einen gewaltigen Schritt über die damalige Psychiatrie hinaus, indem er zeigte, daß man bei dem Stand des Wissens, der inzwischen erreicht war, zu wesentlich tieferen Einsichten über die psychisch kranken Menschen (und die Menschen überhaupt) kommt, wenn man etwas mit ihnen oder für sie tut, als wenn man sie ausschließlich nach der Schablone der physikalischen Methode behandelt, d. h. sie zum Objekt macht. Durch diesen Weg deckte er aber zugleich auf, daß die bisherige Psychiatrie ausschließlich eine Bewußtseins- und Denkpsychiatrie war, die durch eine Psychiatrie ergänzt werden muß, die unbewußte Prozesse mit einbezieht. Auch diese Einsicht forderte ihren Tribut: jene Spaltung zwischen Psychiatrie und Tiefenpsychologie, die bis heute noch nicht überwunden werden konnte.

Die Neigung, philosophische Probleme auszuklammern, mußte sich in dem Maß verhängnisvoll auswirken, als man sich mehr und mehr der Erforschung der „großen“ Psychosen Schizophrenie und Manisch-depressive Erkrankung zuwandte. Dabei zeigt sich nämlich, daß die Befunde der Genetiker genauso unwiderlegbar sind wie die der Psychogenetiker. Nur ein Fach-Psychoanalytiker oder ein Fach-Genetiker mit einem Fach-Skotom, einem blinden Fleck vor dem Auge, könnte das heute noch leugnen. Aber selbst diese Einsicht reicht für sich allein nicht aus. Zu einer befriedigenden Erklärung bedarf es noch eines zusätzlichen persönlichen Faktors, der ohne ein freies Ich nicht gedacht werden kann. Eigentlich würde diese Situation eine Reflexion auf die Grundlagen des eigenen Fachs erfordern, wobei Anleihen bei der Philosophie notwendig wären. Allerdings ist dort angesichts des Elends des neueren Denkens bei der Bearbeitung des Leib-Seele-Problems und des Freiheitsproblems auch nur schwierig Hilfe zu erwarten.

In dieser Situation verhielt sich die klinische Psychologie – um ein anschauliches Bild Szondis zu modifizieren – wie ein infolge zu früher Trennung von der Mutter haltlos gewordenen Kind, das einen Halt sucht und dabei von Objekt zu Objekt hascht. Die einen suchten sich mit einer praxisorientierten Konzeption zu begnügen, was wegen des mangelnden theoretischen Bezugs zwangsläufig in einer Sackgasse enden muß.

Die anderen bemühten sich um die solange vernachlässigte Philosophie. Bei ihrer Orientierung an der Phänomenologie kamen sie als Daseinsanalytiker zwar zu einer philosophischen Durchdringung vieler Erkrankungen, die Frage nach den Ursachen blieb aber ausgeklammert. Ein dritter Ausweg führte dazu, daß man die radikal physiologischen Positionen der Vergangenheit in genauso radikal soziologische Positionen umkippen ließ. Laing⁵ z. B. sieht in einer geradezu faszinierenden Ausklammerung empirischer Forschungsergebnisse im schizophrenen Prozeß die Chiffren eines permanenten Rettungsversuchs vor der unerträglich gewordenen Anpassung an gesellschaftliche Zwänge. Derartige Denkmodelle beanspruchen zwar, daß in ihnen eine äußerst humane Haltung zum Ausdruck kommt, bei der die hierarchische Position des „gesunden“ Arztes gegenüber dem „kranken“ Patienten aufgegeben wird. Durch die falsche Gleichsetzung von bornierter Voreinstellung gegenüber psychisch Kranken mit der Tatsächlichkeit der Befunde bei psychischen Krankheiten wird aber das Gegenteil heraufbeschworen: nämlich, daß sich an die Stelle der dringend notwendigen Ergänzung unserer Einsichten durch soziologische Tatsachen und Modelle eine Ideologie einschleicht, der es zwar nicht mehr um die Eliminierung der Träger krankhafter Chromosomen, wohl aber um die Beseitigung einer krankmachenden Gesellschaft geht (wobei das Wissen um das richtige Gesellschaftsmodell so fraglos ist wie die Zugehörigkeit zur richtigen Rasse während der hinter uns liegenden „Wissenschafts“-Epoche).

Die heutige Situation der klinischen Psychologie läßt sich am besten mit dem Wort „Krise“ bezeichnen. Am überzeugendsten sind die Fortschritte der klinischen Psychiatrie. Jeder, der eine psychiatrische Klinik vor einem Jahrzehnt gekannt hat und heute wiedersieht, wird das bestätigen. Allerdings – das Neuartige stammt nicht von den Psychiatern, sondern von den Biochemikern und den Pharmazeuten. Betrachten wir daraufhin die Lage der Tiefenpsychologie (einschließlich der mehr und mehr in den Vordergrund rückenden Gruppentherapie), so stellen wir fest, daß es trotz allen Zuwachses an Einzelerkenntnissen nicht nur zu keiner theoretischen Annäherung, sondern zu einer Abspaltung immer neuer Schulen von der ursprünglich alleinbestimmenden Psychoanalyse gekommen ist; auch die Erforschung der endogenen Psychosen ist immer noch unbefriedigend, und nicht zuletzt: die Behandlungsdauer schwoll gegenüber den Anfangszeiten der Psychoanalyse teilweise bis ins Uferlose an.

Streng genommen läßt sich der Entwicklungszustand der klinischen Psychologie nur als vorwissenschaftlich bezeichnen. Ihre verschiedenen Schulen haben es zwar mit einem umschriebenen Gegenstandsbereich zu tun, nämlich mit dem psychisch leidenden Menschen; außerdem verfügen sie in ihrer therapeutischen Technik über angemessene Forschungsmethoden. Von Wissenschaft läßt sich aber erst da reden, wo es zugleich auch möglich ist, die Fülle der gewonnenen Erkenntnisse zu ordnen und auf umfassende Grundsätze zurückzuführen. Das vorwissenschaftliche Stadium der psychiatrischen und

⁵ R. D. Laing, *Das geteilte Selbst. Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn* (Köln 1972).

tiefenpsychologischen Schulen besteht also nicht in der Vielzahl ihrer Methoden, sondern darin, daß es kein verbindliches Bezugssystem für die mittels dieser Methoden gefundenen Tatsachen gibt⁶.

Der Partikularismus in der klinischen Psychologie ist allerdings angesichts der Vielfalt von Schwierigkeiten noch eher zu verstehen als die beinahe einhellige Ablehnung jedes Versuchs, ihn zu überwinden. Der Wirklichkeit angemessen wäre eine Haltung, die sich um ein integratives Konzept bemüht, aber bereit ist, dieses so flexibel zu halten, daß es durch neue Einsichten in Frage gestellt werden kann. Vermutlich drückt sich im Fehlen eines derartigen Ansatzes weniger die Unmöglichkeit psychologischer „Totaltheorien“ aus, die Jaspers⁷ nachzuweisen sucht. Eher dürfte sich deren Ablehnung mit Resignation und dem „Anflug desjenigen Zynismus“ erklären lassen, mit dem nach C. Fr. v. Weizsäcker „jeder, auch der ernsthafteste moderne Intellektuelle geimpft und die Welt des modernen Denkens durchseucht ist“⁸. Für diese Annahme spricht u. a., daß sich eine der klinischen Psychologie analoge Entwicklung auch in der Philosophie und in der Theologie feststellen läßt, also überall da, wo zentral nach dem Wesen des Menschen gefragt wird.

Szondis Schicksalsanalyse ist derzeit der einzige Versuch in unserem Fach, gegen den Strom zu schwimmen. Ihm geht es, wie dem Psychiater Carl Schneider, gegen den sich Jaspers' erwähnter Vorwurf richtete, um die Suche nach „Radikalen“, d. h. nach dynamischen Grundeinheiten, die sowohl psychische wie somatische Erscheinungen in sich schließen. Die von Jaspers behauptete Gefahr solcher Theorien, nämlich, daß sie „auf einem weiten Kreis sich gegenseitig tragender Bedingungen“ gründen, vermeidet Szondi, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er mit seinem Denken, den modernen Gepflogenheiten entsprechend, „von unten her“ ansetzt. Er beginnt mit der Genetik, bleibt dabei allerdings nicht stecken, sondern dringt bis zu den ich-nächsten Bereichen des Menschen und bis in die Dimension des Geistigen vor.

Natürlich liegen auch Szondis Theorie, wie jedem wissenschaftlichen System, vorempirische Prämissen zugrunde. Diese sind:

1. Psychisches und Biologisches läßt sich bis zu einem bestimmten Grad in gemeinsamen „Radikalen“ beschreiben. – Eine in Materie und Seele aufgeteilte Welt ist lediglich eine zu einer bestimmten Zeit der Geistesgeschichte berechnete „Perspektive“. Es wäre aber naiv, sie als wahre Repräsentanz einer letzten Realität anzusehen. Sowohl im Licht der Phänomenologie wie auch einer modernen wissenschaftlichen Konzeptualisation erweist sie sich als unzureichend⁹.

⁶ Siehe dazu W. Huth – P. Matussek, Experiment und Erfahrung in der heutigen Psychiatrie und Tiefenpsychologie, in: Experiment und Erfahrung in Wissenschaft und Kunst, hrsg. v. W. Stolz (Freiburg 1963).

⁷ K. Jaspers, Allgemeine Psychopathologie (Berlin 1953).

⁸ C. F. v. Weizsäcker – Gopi Krishna, Biologische Basis religiöser Erfahrung (Weilheim 1971) 9.

⁹ L. v. Bertalanffy, ... aber vom Menschen wissen wir nichts (Düsseldorf 1970) 164.

2. Es gibt menschliche Freiheit, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen. – Freiheit ist zwar keine unmittelbare Gegebenheit, die wie Hören und Sehen in simpler Evidenz von jedermann vorgefunden würde. Sie ist aber auch nicht als Unmotiviertheit zu verstehen, sondern besagt, daß der Mensch in der Lage ist, dank der Vernunft das „Instinktive zu entthronen“¹⁰.

3. Im Bereich des Psychischen gilt: was heute noch verborgene Möglichkeit ist, kann morgen eventuell real werden. Und umgekehrt: was heute Wirklichkeit ist, kann morgen schon wieder eine Möglichkeit sein, die in der Latenz weilt. – Die Schicksalsanalyse fordert, das Denken auf das Werden und nicht auf das Beharren im So-Sein der Person einzustellen. Sie gründet diese Forderung auf die (noch näher auszuführende) Annahme, daß jeder Mensch verschiedene Schicksalsmöglichkeiten hat, unter denen er unter günstigen Umständen frei zu wählen vermag. Niemand ist nur psychisch Kranker oder Krimineller. Er hat auch die Möglichkeit, etwas anderes, ja sogar das polar Entgegengesetzte zu werden¹¹.

Der genotropistische Ansatz der Schicksalsanalyse

Der Beginn der Schicksalsanalyse scheint mit den geschilderten grundsätzlichen Überlegungen wenig zu tun zu haben. Szondi legte sich in den „Contributions to Fate Analysis“ und später noch ausführlicher in der Tausende von Fällen einbeziehenden „Schicksalsanalyse“ die Frage vor: Warum verliebt sich ein Mensch gerade in diesen und in keinen anderen Partner? Dabei fand er, daß sich äußerlich scheinbar gesunde Menschen, die aber Träger (genetisch ausgedrückt: Konduktoren) von Erbkrankheiten sind, häufig ineinander verlieben und Partnerschaften eingehen. Dieses Phänomen, das er *Genotropismus* nannte, gilt unabhängig davon, ob sich eine Erbkrankheit im Bereich des Psychischen oder des Somatischen abspielt. Szondi zog daraus den Schluß, daß in der „genotropistischen Anziehung“ in ihrer Manifestation verhinderte „latente“ Gene zur Wirksamkeit kommen. Seit Szondis erster Veröffentlichung hat man immer wieder die Gültigkeit seiner Behauptungen bestritten, allerdings ausschließlich aus emotionalen oder theoretischen Gründen und nicht aufgrund von Befunden. Vor allem wurde behauptet, nicht genetische, sondern frühkindliche oder soziale Prägungen seien für das Zustandekommen von Partnerwahlen maßgebend.

¹⁰ Siehe dazu A. Görres, Vernunft und Leidenschaft, in: Freiheit und Determination, hrsg. v. K. Forster (München 1969).

¹¹ Die Bestimmung der Möglichkeiten eines Menschen ist vor allem auch mittels eines von Szondi entwickelten Tests möglich. Dieser Test, der schwer erlernbar ist, weil er die Kenntnis der schicksalsanalytischen Psychologie voraussetzt, wird fälschlicherweise oft mit der Schicksalsanalyse identifiziert. In Wirklichkeit erweist sich an ihm lediglich in der Hand desjenigen, der damit umgehen kann, die Brauchbarkeit des schicksalsanalytischen Ansatzes.

In der Folge wird näher ausgeführt werden, daß genetische Faktoren in der Tat nicht ausschließlich wahlhlenkend sind. Ihre Bedeutung ist aber dennoch außerordentlich groß, vor allem in der Verknüpfung mit anderen Faktoren, im Sinn eines multikonditionalen Beziehungsgeflechts.

Das Phänomen des Ergotropismus

Bei seinen Familienuntersuchungen fand Szondi, daß nicht nur Menschen aus gleichen Erbkreisen bevorzugt als Partner gewählt werden, sondern daß auch Beziehungen zwischen bestimmten Erbkreisen und bestimmten Berufen bestehen. Der Begründer der Schicksalsanalyse nannte diesen Zusammenhang *Ergotropismus*. Er tritt in verschiedener Weise auf, wobei zwischen diesen Weisen gelegentlich Überschneidungen bestehen:

1. Ein Mensch kann sich im Rahmen des Ergotropismus mit genverwandten Individuen beschäftigen: Der Sohn einer schizophrenen Mutter wurde ein bekannter Psychiater, der vorwiegend Schizophrene psychotherapierte.

2. Bestimmte gefährliche Triebansprüche werden in sozial befriedigender Weise ausgelebt: Verwandte von Pyromanen, also von Menschen, die aus krankhaften Motiven Feuer legen, werden überdurchschnittlich häufig Feuerwehrleute; unter den Verwandten eines gewalttätigen Menschen, der durch Selbstmord endete, fand sich ein Metzger und ein Chirurg¹².

3. Beide erstgenannten Formen lassen sich als *Ventilergotropismus* zusammenfassen, dem der *Abwehrergotropismus* entgegensetzt ist. Hier erfolgt die Wahl des Berufs analog der Abwehrhaltung des Ich gegenüber zurückzuweisenden Triebbedürfnissen: Menschen mit Zwangsscharakter wählen häufig Berufe, die diese Zwänge unterstützen, Arbeiten, die sich in Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und strengem Ritus des Ablaufs erschöpfen. Gelegentlich hat man behauptet, nach schicksalsanalytischer Auffassung sei jeder Feuerwehrmann ein verkappter Pyromane, jeder Kriminalist ein latenter Verbrecher und jeder Friseur ein heimlicher Homosexueller. So unsinnig derartige Generalisierungen sind, gilt doch, daß bestimmte Berufe dem Individuum die Möglichkeit geben, gefährliche Triebansprüche in sozialer Weise auszuleben, wobei es nicht nötig ist, sich dieser Tendenzen bewußt zu sein.

Die Zusammenhänge zwischen gewissen Berufen und verschiedenen Erkrankungen lassen sich auch statistisch belegen. Bei einer Auszählung von über 1400 Angehörigen von 25 Pfarrern verschiedener Konfessionen zeigte sich, daß bestimmte Erkrankungen, z. B. Epilepsie oder paranoide Schizophrenie, in diesem Personenkreis weitaus häufiger als in der Durchschnittsbevölkerung vorkamen, während andere (z. B. Schwach-

¹² L. Szondi, Kain, a. a. O. 146 f.

sinn oder Migräne) viel seltener waren, als erwartet werden kann. Dabei waren die Verhältnisse bei Blutsverwandten und angeheirateten Verwandten annähernd identisch¹³.

Weitere wahllenkende Faktoren

Für die bisher geschilderten Wahlhandlungen war charakteristisch, daß zwar unter Umständen der Partner oder der Beruf persönlich gewählt wurde, daß aber dennoch die wahllenkenden Instanzen teilweise verborgen blieben. Außer dem *Erbe* gibt es nach Szondi noch weitere Faktoren, die die Freiheit der Wahl einschränken:

die *besondere Trieb- und Affektnatur* des jeweiligen Menschen, deren Kern zwar ebenfalls genetisch angelegt ist, die aber durch die unbewußte Abwehrtätigkeit des Ich dennoch im Lauf des individuellen Lebens umgewandelt und zu einer besonderen Note des Trieblebens geprägt wird;

die *soziale Umwelt*, die mit ihren Einwirkungen bestimmte Existenzmöglichkeiten in ihrer Manifestation fördert, andere hemmt;

die *weltanschauliche, mentale Umwelt*, in der ein Mensch erzogen wurde und in der er mit seinen Fähigkeiten und Begabungen leben muß. Tradition und Elternhaus, Kirche und Schule, Lehre und Beruf, Krieg und Revolutionen formen in zwangsläufiger Weise die Weltanschauung und somit die Mentalität des einzelnen.

Die genannten 4 Faktoren bestimmen das *Zwangsschicksal* des Menschen. Ihm stellt Szondi das menschliche *Freiheitsschicksal* gegenüber. Es hängt primär vom *bewußten Ich* ab, das unter günstigen Umständen die Schranken des Erbes, der Triebnatur, der sozialen und mentalen Umwelt zu durchbrechen vermag. Dieser Durchbruch ist möglich, wenn der Mensch mit Hilfe seines Ich an einer transrealen sinngebenden Wirklichkeit dergestalt teilzunehmen vermag, daß er sich philosophischen, ethischen oder religiösen Werten verpflichtet fühlt.

Szondis Schicksalsbegriff

Einer besonderen Beachtung bedarf der Begriff „Schicksal“, weil er leicht dazu verleitet, ihn mit Orakelmethoden, Reinkarnation, Vorsehung, der individuellen Fortuna der Renaissance, den Schicksalsdramen oder ähnlichem zu assoziieren. Für diese überkommenen Auffassungen ist charakteristisch, daß dabei „Schicksal“ mit „Zwangsschicksal“ gleichgesetzt wird, wobei sich der Zwang als Beschränkung des Willens charakterisieren läßt, sei es durch äußere Gewalt, sei es, wie in den griechischen Tragödien, durch Blutsverwandtschaft, d. h. durch den Zwang des Erbes.

Gefährlicher noch als alle sprachlichen Mißverständnisse ist jedoch, daß der alte

¹³ L. Szondi, Schicksalsanalyse, a. a. O. 491 ff.

Schicksalsbegriff, ohne daß er expressis verbis gebraucht würde, in viele zeitgenössische anthropologische Versuche eingegangen ist. Dabei wurde aus dem tragischen Schicksal, ein Spielball der Götter zu sein, die groteske Erscheinung eines Menschen, der wie ein an seinen Drähten hängender Hampelmann von seinen Chromosomen oder – genauso absurd – von seinen infantilen Fixierungen oder von gesellschaftlichen Zwängen abhängig ist.

In klarer Abgrenzung von derartigen Versuchen ist Schicksal im Szondischen Sinn nicht nur unausweichlicher Zwang, sondern zugleich auch das Ergebnis von Freiheit bedingenden Faktoren. Schicksal ist „die Gesamtheit aller Existenzmöglichkeiten der Person, welche durch die Zwangsfaktoren (das Erbe, die Triebnatur, die sozialen und mental-ideologischen Faktoren) und durch die Freiheitsfaktoren (das Ich und den Geist) zustandekommt“. „Zwang und Freiheit machen zusammen das Schicksal des einzelnen aus.“¹⁴ Eine Konsequenz dieser Lehre ist die Annahme, daß der Mensch nicht nur *ein* Schicksal, sondern *mehrere* Existenzmöglichkeiten hat. Für viele stößt gerade diese Behauptung auf große Schwierigkeiten: Zahlreiche Genetiker sind Deterministen und unfähig, sich das Freiheitsprinzip in der Wahl des Schicksals vorzustellen. Die meisten Psychoanalytiker stehen ihnen in diesem *eindimensionalen Denken* in nichts nach, wenngleich sie im übrigen eine den Genetikern diametral entgegengesetzte Position vertreten. Was den einen die Chromosomen, sind den anderen frühkindliche Frustrationen, Traumata, Fixierungen und Regressionen¹⁵.

Von manchen Forschern werden *zweidimensionale Modelle* gebraucht. Sie sind gleichfalls unbefriedigend, weil sie lediglich den Charakter von Slogans haben. Weder aus Justs Satz „Die Anlage prädestiniert, die Umwelt realisiert“, noch aus Freuds Annahme einer „Ergänzungsreihe“ zwischen Anlage und Umwelt – man könne aber beim Einzelfall nicht erkennen, was auf die eine und was auf die andere Seite zurückzuführen ist – lassen sich irgendwelche Konsequenzen ziehen.

Die Schicksalsanalyse vertritt ein *dreidimensionales Bezugssystem*. Den Kern eines solchen hat A. Huxley folgendermaßen definiert: „Was Du bist, hängt von drei Faktoren ab: Was Du geerbt hast, was Deine Umgebung aus Dir machte und was Du in freier Wahl aus Deiner Umgebung und Deinem Erbe gemacht hast.“¹⁶ Auf die Neurosenlehre transponiert, will das besagen: eine seelische Störung kann sich durch Frustration oder durch andersartige Traumata nur dann manifestieren, wenn die Qualität der Inhalte des Erbes und des Traumas gleichsinnig oder gleichartig ist. Zur Verifikation dieser Annahmen hat die Schicksalsanalyse ein kompliziertes System der Analyse sowohl des Erbbodens der Familie als auch der Umwelt der Person entwickelt, die im Rahmen des speziellen schicksalsanalytischen Ansatzes miteinander in Beziehung gesetzt werden können.

¹⁴ L. Szondi, Triebdiagnostik, a. a. O. 205; Ich-Analyse, a. a. O. 369.

¹⁵ L. Szondi, in: Szondiana VIII, 16 ff.

¹⁶ Zitiert nach H. Rempelin, Die seelische Entwicklung des Menschen im Kindes- und Jugendalter (München, Basel 1958) 128.

Das Triebproblem im Licht der Schicksalsanalyse

Der Mensch gehört zwar kategorial verschiedenen Bereichen an, ontologisch dagegen läßt er sich nur als Einheit verstehen. Deshalb müssen die verschiedenen Ebenen des dreidimensionalen Bezugssystems Anlage-Umwelt-Ich streng voneinander getrennt behandelt werden, sobald man *methodologisch untersucht*. Sobald man jedoch *anthropologisch fragt*, stellt sich die Notwendigkeit einer Zusammenschau, und dabei kann man auf die beiden Begriffe „Trieb“ und „Ich“ nur schwer verzichten, trotz der Schwierigkeiten, die sich ihrem Verständnis entgegenstellen. Daß man „Triebe“ und „Ich“ unterscheidet, geht primär auf die Selbsterfahrung zurück: jeder vermag den relativ ichfremden Charakter von Trieben an sich selbst zu erfahren. Er ist so zwingend, daß selbst die eingefleischtesten Behavioristen ohne eine „intervenierende Variable“ zwischen Reiz und Reaktion, die weitgehend unterhalb der Bewußtseinschwelle liegt, nicht auskommen.

Die Schwierigkeit, das Triebproblem zu fassen zu bekommen, liegt einerseits in der Ungelöstheit des Leib-Seele-Problems, andererseits in der Tatsache, daß sich Triebe ja der unmittelbaren Beobachtung entziehen. Gelegentlich versuchte man, das Problem dadurch gewaltsam zu eliminieren, daß man mit Hilfe des zweitgenannten Arguments die Berechtigung, von Trieben zu sprechen, überhaupt in Abrede stellte. Wie wenig begründet jedoch eine derartige Ansicht ist, zeigt ein Vergleich mit der Physik: auch die Gravitationskraft läßt sich nicht unmittelbar beobachten, dennoch halten wir sie mit gutem Grund für real.

Die Kritik an der Triebtheorie führte dazu, diese immer mehr zu präzisieren. Heute sieht man in den Trieben Kräftepotentiale, die einer Anlage entspringen, aber immer auch durch die Umwelt und das Ich des jeweiligen Menschen mitgeformt werden. So wichtig ihre Rolle ist, darf man sie doch nicht unmittelbar zur Erklärung des Verhaltens heranziehen.

Im schicksalsanalytischen Konzept kommt der Trieblehre eine entscheidende Bedeutung zu. Dabei geht es noch mehr als bei Freud um die *Triebquellen*, während sich der Begründer der Psychoanalyse primär mit dem *Triebobjekt* beschäftigte, d. h. mit demjenigen, „an welchem oder durch welches der Trieb sein Ziel erreichen kann“. Freud sah wie Szondi im Trieb ein Grenzphänomen zwischen dem Biologischen und dem Psychischen; ihm war auch klar, daß die Herkunft aus der somatischen Quelle das Entscheidende am Trieb sei¹⁷, glaubte aber, daß ein Zugang zu den Triebquellen psychologisch nur schwer möglich sei. Szondi suchte die Aufgabe, eine moderne Trieblehre zu schaffen, zunächst über eine Abgrenzung der Triebe von den Instinkten zu lösen: Instinkte vollziehen sich entlang einer vorbestimmten, unwandelbaren Marschroute; Lorenz etwa betont, daß niemals eine Veränderung von Instinkthandlungen durch Dazulernen erfolgt. Bei Triebhandlungen dagegen ist nach Szondi das Lebewesen zu individuellen Abwandlungen der mitgebrachten Handlungsketten im-

¹⁷ S. Freud, X, 215 f.

stande (Triebe als „unvollständige Instinkte“). Lorenz z. B. sprach in ähnlicher Weise von der Möglichkeit einer Instinkt-Dressur-Verschränkung.

Eine wichtige Rolle bei triebhaften Vorgängen spielt nach schicksalsanalytischer Ansicht der Verstand, und zwar auf dem Weg über das Wahrnehmungsvermögen. Dennoch sind Triebe nichts spezifisch Menschliches: sie finden sich auch bei höheren Tieren, und nichts spricht dagegen, daß nicht zumindest partiell deren Triebausstattung mit derjenigen des Menschen identisch ist. Spezifisch menschlich indes ist, daß im Lauf der Entwicklung das Bedürfnis auftauchte, unbewußte Strebungen bewußt zu machen. „Nur der Mensch hat die Fähigkeit, unbewußte Bedürfnisse, das Ziel und den Zweck dieser Bedürfnisse sich bewußt zu machen. Das Tier nicht. Und eben in diesem Umstand erblicken wir die unüberbrückbare Kluft, die zwischen menschlicher und tierischer Seele klappt.“¹⁸

Von dem soeben skizzierten Versuch einer Abgrenzung der Triebe von den Instinkten zu einem verbindlichen Triebssystem ist ein weiter, auf den ersten Blick wenig hoffnungsvoller Weg. Bereits 1924 wurden bei mehreren hundert Autoren mehr als 14 000 Tätigkeiten gefunden, die diese als „instinktiv“ oder „triebhaft“ bezeichnet hatten¹⁹. Eine kritische Durchmusterung früherer Klassifizierungsversuche der Triebe zeigt nun folgendes: Von vornherein standen sich dabei zwei einander entgegengesetzte Intentionen gegenüber: die der Empiriker, die sich gegen eine abgeschlossene Zahl von Trieben wandten, und die der Theoretiker, die sich gegen die Behauptung sträubten, daß es eine unabgeschlossene Zahl von Trieben geben soll²⁰. Unbestreitbar ist, daß sich die Annahme einer unbegrenzten Anzahl von Trieben mit deren biologischer Basis nur schwer in Einklang bringen läßt.

Diese biologische Basis der Triebe wird auch von den phänomenologischen und den philosophischen Ansätzen nicht berücksichtigt. Man geriet gerade dadurch zwangsläufig auf den Holzweg, zusammengehörige Trieberscheinungen entweder übermäßig zusammenzuschmieden oder gewaltsam auseinanderzureißen. Ein Beispiel dafür liefert das Triebssystem von Mac Dougall, der beinahe willkürlich 18 Triebkräfte unterschied, die er unverbunden nebeneinander setzte, ohne ihren inneren Zusammenhang oder ihre gegenseitige Beziehung aufzudecken.

Wesentlich zukunftsweisender waren Freuds Überlegungen zum Triebproblem. Durch seine Lehre von den Partialtrieben bezog er die Triebe aufs engste auf den Leib. Er betonte, man könne innerhalb der prägenitalen Periode der Entwicklung der menschlichen Sexualität bestimmte Zonen unterscheiden, die ins Zentrum der Aufmerksamkeit des Kindes rückten, z. B. Mund, After und Harnexkretionsorgane.

¹⁸ L. Szondi, *Triebpathologie*, a. a. O. 46.

¹⁹ Zitiert nach A. Gehlen, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* (Frankfurt 1966).

²⁰ Die Sorge der Empiriker vor einem unberechtigten Reduktionismus ist allerdings nur in Grenzen berechtigt. Man ist hier an Goethes Einwand gegen Schiller erinnert, der Gozzis Behauptung bestritt, daß es nur 36 dramatische Situationen gebe, und dem Goethe entgegenhielt, ihm, Schiller, sei es nicht gelungen, auch nur sovielen zu finden.

Sie erfüllen dabei eine besondere libidinöse „Besetzung“. Dabei spiele allerdings der Leib die Rolle eines Vermittlers, nicht dagegen einer Quelle der Triebe. Anders ausgedrückt: er ist nicht ihr letzter Bedingungsgrund. Insgesamt stellte Freud zwei Triebtheorien auf. In seiner ersten bezeichnete er den Trieb als Auswirkung irgendeiner Energie von unbekannter organischer Herkunft; sie gründet somit auf einem energetischen Prinzip. Nach der zweiten Theorie ist der Trieb ein „dem belebten Organismus innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes“²¹; diese Theorie nimmt somit ein richtungsweisendes Prinzip an. Beide Theorien waren dualistisch aufgebaut: in der ersten Theorie spricht Freud von den Ich- und Sexualtrieben, in der zweiten von den Lebens- und Todestrieben.

Auch Freud konnte letztlich nicht zu einem verbindlichen Triebssystem kommen. Wie ein solches beschaffen sein müsse, hat K. Jaspers bei der Untersuchung des Problems „psychischer Radikale“ gezeigt. Geht man davon aus, daß Triebe Radikale menschlicher Handlungen und darüber hinaus die bedingenden und erhaltenden Wurzeln des menschlichen Daseins sind, dann müssen sie folgenden Kriterien standhalten:

1. Sie müssen *unhistorisch* und zu allen Zeiten im Wesen gleich sein.
2. Sie müssen eine *durchgehende Kraft* entfalten, welche in allem Erleben und Verhalten des Menschen gegenwärtig ist. Jedes Radikal verfügt demnach über eine spezifische unerschöpfliche Energiequelle.
3. Sie müssen *inhaltlich unspezifisch* sein, d. h. ihre Manifestationen können sich zwar von Person zu Person, von Zeit zu Zeit ändern, die Wurzel selber aber bleibt im Leben des einzelnen wie der Menschheit immerfort die nämliche.

Szondi griff Jaspers' Kriterien auf und setzte sie mit den Ergebnissen seiner Stammbaumforschungen in Beziehung. Dabei kam er zu folgenden Aussagen:

1. Triebe sind *gen-bedingt*. Es gibt keine Trieblehre, die dies leugnen würde. Die Schicksalsanalyse postuliert darüber hinaus jedoch die Existenz besonderer Triebgene als spezifische Quellen triebhafter Strebungen und Bedürfnisse. Die Unterschiede in den Erscheinungsformen der Triebe sind in hohem Maß Ausdruck der verschiedenen Stärke der jeweiligen Triebanlage. Diese läßt sich auf Variationen eines und desselben Gens (sog. multiple Allelie) zurückführen.

2. Triebe sind *keine unauflösbaren Einheiten*. Szondi fand, daß bei den von ihm untersuchten Trieben jeweils zwei zueinandergehörige Gegensätzlichkeiten angelegt sind²². Da nach der Erbtheorie jede Anlage zweimal vorhanden ist (einmal vom Vater und einmal von der Mutter), muß jeder Faktor zwei Tendenzen haben. Nicht alle diese Tendenzen werden ständig aktualisiert. Die in der Latenz befindlichen sind allerdings dynamisch nicht tot, sondern bilden gleichsam die Komplementärmöglich-

²¹ S. Freud, X, 214; XIII, 38.

²² Szondi kam zu diesem Ergebnis aufgrund genetischer Tatsachen. Freud hatte vor ihm aufgrund psychologischer Tatsachen den gleichen Schluß gezogen und leitete aus diesem „sehr merkwürdigen und der populären Kenntnis fremden Verhältnis“ die Gefühlsambivalenz ab (X, 332).

keiten zu den aktuellen Zügen, den sog. Hintergänger, der entweder durch die aktuellen Züge „durchschimmert“ oder sukzessiv zur Aktualisierung kommen kann.

3. Ein wichtiges Kriterium ist die *Spannung* der Triebe: sie hängt von der Größe der Gegensätzlichkeiten zwischen den Triebstreben, die einen Trieb konstituieren, ab und ist eine wichtige Vorbedingung für die innere Dialektik zwischen den verschiedenen Streben.

4. Es gibt für jeden Trieb *physiologische und pathologische Kriterien*. Auf der einen Seite dürfen wir einen psychischen Vorgang nur dann als triebhaft bezeichnen, wenn er in jedem Individuum ohne Ausnahme aufzufinden ist (physiologisches Kriterium). Andererseits muß er in einer kleinen Gruppe von Menschen in einem so extremen Maß vorhanden sein, daß die Registrierung einer besonderen psychischen Krankheit notwendig erscheint (pathologisches Kriterium). Anders ausgedrückt heißt das: man bekommt einen Hinweis auf die Anzahl menschlicher Triebe, wenn man die psychiatrischen Erbkreise mit dem allgemein menschlichen Triebssystem in Beziehung setzt. Zugleich wird damit postuliert, daß erbbiologisch der Unterschied zwischen „Geistes“-Kranken und „Geistes“-Gesunden nur quantitativer und nicht prinzipieller Natur ist; denn diejenigen Gene, die eine „idiopathische“ „Geistes“-Krankheit determinieren, sind in erster Linie Triebgene, die in jedem Menschen ohne Ausnahme vorhanden sind; nur die Menge, die Dosierung dieser Triebgene ist beim gesunden Menschen kleiner. Sogenannte „Geisteskranke“ sind somit in Wirklichkeit triebkranke Individuen, die in den Wirbel eines ganz spezifischen Triebbedürfnisses geraten und sich dagegen mit bestimmten Notausgängen behelfen müssen. – Die Einebnung des Grabens zwischen „Normalen“ und psychisch Kranken bagatellisiert nicht die unter Umständen unaufhebbare Furchtbarkeit vieler seelischer Leiden; wohl aber zeigt sie uns, wie sehr uns die davon Betroffenen bis in die Wurzeln unseres Leibes und Wesens verbunden sind. An die Stelle der Utopien zeitgenössischer soziologistischer Weltverbesserer rückt sie zugleich die Frage, ob es im Einzelfall nicht möglich ist, einen Ausweg für die gefährlichen Triebansprüche zu finden.

5. Jedes in Frage stehende Triebbedürfnis muß einen selbständigen *Erbgang* besitzen. Die heutige Vererbungslehre ist noch weit davon entfernt, den Erbgang der verschiedenen Erbkreise mit mathematischer Genauigkeit feststellen zu können. Die Ergebnisse großangelegter Erbforschungen konnten jedoch beweisen, daß die verschiedenen Erscheinungen selbständig vererbt werden.

Das schicksalsanalytische Triebssystem

Es würde den Rahmen der Arbeit sprengen, sollte hier das schicksalsanalytische Triebssystem vollständig geschildert werden. Auch kann die Frage nicht diskutiert werden, welche Triebbedürfnisse von Szondis Ansatz nicht erfaßt werden. Immerhin gelang es ihm, die vier großen Krankheitskreise der Schizophrenien, der Manisch-depressiven Erkrankungen, der Anfallserkrankungen und der Sexualstörungen ein-

zubeziehen. Auf diese Weise wird der klassisch-psychiatrische Ansatz, der sich speziell mit den „großen“ Psychosen beschäftigt hat, mit dem psychoanalytischen verbunden, dessen Arbeitsschwerpunkt vor allem bei den Störungen lag, die Szondi im Sexualkreis und teilweise bei den Anfallserkrankungen abhandelt.

In einem zweiten Schritt kam er teils durch Zusammenfassung bereits vorliegender genetischer Forschungsergebnisse, teils durch eigene Untersuchungen (besonders bei den Anfallserkrankungen) zu der Einsicht, daß diese Krankheitskreise in enger Beziehung zu bestimmten Triebkreisen stehen. Dies führte schließlich zu der Annahme, daß jedem dieser Erbkreise ein spezieller Trieb entspricht.

Bei seinem Vorgehen richtete sich Szondis Aufmerksamkeit zwar primär auf pathologische Phänomene, aber nicht in der Weise, die dem Psychiater gerne unterstellt wird, nämlich, daß er „Normales“ aus dem „Pathologischen“ ableite. Dabei zeigte sich, daß bei jeder der verschiedenen psychischen Erkrankungen bestimmte anthropologische Strukturen sichtbar werden, so wie man die Struktur von Kristallen nicht in gelöster, sondern nur in auskristallisierter Form erkennen kann. Auf diese Weise wurde es möglich, die verschiedenen Triebkreise respektive Krankheitsgruppen mit bestimmten Grundverhältnissen des Menschen in Beziehung zu bringen: mit seiner Beziehung zum Mitmenschen, zum eigenen Ich, zum Leib und zum Gesetz.

Szondis Ansatz ist zwar gegenüber dem Freudschen wesentlich erweitert. Dennoch stellt sich auch bei ihm die Frage, wie es mit der kleinen Anzahl von vier Trieben bzw. acht Triebbedürfnissen möglich sein kann, die Vielzahl psychopathologischer und normalpsychologischer Erscheinungen zu interpretieren. Hierzu ist zu sagen, daß es außer den genannten noch andere Triebklassen geben dürfte; sie ließen sich freilich bisher noch nicht bestimmen. Wichtiger ist, daß sich mit dem von der Schicksalsanalyse aufgefundenen Triebssystem ein breites Spektrum erfassen läßt, vor allem deshalb, weil die diesem System zugrunde liegenden Radikale keineswegs die Funktion von Schachteln oder Etiketten haben. Sie lassen sich wesentlich präziser als Kategorien des Psychischen verstehen, die dazu verhelfen, bisher beziehungslos nebeneinanderstehende Entitäten in einem inneren Zusammenhang zu sehen²³. Eine Konsequenz dieser Einsichten ist, daß das am Vorgehen der Naturwissenschaften orientierte Zählen und Messen von de facto gegebenen mannigfaltigen Erscheinungen durch eine Sicht ergänzt werden muß, die die Wesensbegriffe und Wesenszusammenhänge im Erscheinungskreis der einzelnen Trieb radikale vor Augen hat. Zählen und Messen einerseits und Wesenserfahrung andererseits dürfen beim Erfassen des Psychischen nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern beide Methoden müssen einander ergänzen.

Im Lauf der Jahre rückte mehr und mehr die Erforschung des Ich in den Mittelpunkt der Arbeit Szondis. Seine schicksalsanalytische Ich-Lehre und die darauf fußende Therapie hat große Bedeutung für die klinische Psychologie und die Anthropologie. Auf diese Fragen soll in einem weiteren Beitrag eingegangen werden.

²³ J. Schotte, Psychoanalyse und Schicksalsanalyse, in: Szondiana VIII, 326–333.